

Auf Katzenjagd 4



REUTERS

Gesellschaft

«Ob sich Erfolg lohnt? Das weiss ich nicht.»
Treffen mit Starfotograf Peter Lindbergh 12

Wohlstandswunder Schweiz?



ON TOUR

Infos und
anmelden:
nzz.ch/ontour

Basel

Chemie- und Pharmaindustrie

Aufschwung, Krisen und Weltmarktorientierung: Die Chemie- und Pharmaindustrie gehört zu den Schlüsselindustrien der Schweiz. Wie ist sie entstanden? Und wie funktioniert sie heute?



PHARMAZIEMUSEUM
UNIVERSITÄT BASEL

Biel

Uhrenindustrie

Von Genf breitete sich die Uhrmacherei im 17. und 18. Jahrhundert über den Jurabogen aus. Wie wurde die Schweiz zum Uhrenland? Und wie hat sich die Branche im Lauf der Zeit verändert?

NMB

Nouveau Musée Biennal
Neues Museum Biel

Bern

Landwirtschaft und Nahrungsmittelindustrie

Die Landwirtschaft war bis zum 19. Jahrhundert der wichtigste Wirtschaftszweig der Schweiz. Seitdem hat sie sich radikal verändert. Was heisst das für unser Land?

Bernisches Historisches Museum
Musée d'Histoire de Berne



Warum wurde die Schweiz reich und zu einem wichtigen globalen Player? Welche Branchen waren an der Wertschöpfung beteiligt? Und sind wir zukunftsfähig? Begeben Sie sich mit «NZZ Geschichte» auf Spurensuche. Freuen Sie sich auf ein vielfältiges Programm mit Führungen, Aktivitäten und Podiumsgesprächen.

Schaffhausen und Winterthur

Maschinenindustrie

Mit Textilmaschinen begann im 19. Jahrhundert der Aufschwung. Von der Strukturkrise des ausgehenden 20. Jahrhunderts wurde der Maschinenbau hart getroffen. Was ist aus ihm geworden?

m' Museum
zu Allerheiligen
Schaffhausen

St. Gallen

Textilindustrie

Wie die Schweizer Textilindustrie im 19. Jahrhundert zum wichtigsten Exportzweig der Schweizer Wirtschaft wurde. Und warum sie heute nur noch ein Nischendasein fristet.

Textilmuseum
St. Gallen

Zürich

13.9. Finanzsektor

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Schweiz innert Kürze zu einem internationalen Finanzplatz. Wie kam es dazu? Und wie hat sich der Finanzsektor seither verändert?

SCHWEIZER
FINANZ
MUSEUM

23.9. Die Zukunft des Wirtschaftsplatzes Schweiz

Abendveranstaltung

Die Schweiz ist eines der reichsten Länder der Welt. Was hat dazu beigetragen? Und welche Weichen müssen gestellt werden, um den wirtschaftlichen Wohlstand zu erhalten?

Kanon der Populärkultur

Der Sommer der Moral

Den Weg von der Zürcher Bahnhofstrasse ins Seefeld über Bürkliplatz und Bellevue gehe ich des Öfteren. Bürkliplatz, Bellevue und die Quai-Brücke dazwischen sind Orte, auf denen sich die Öffentlichkeit noch im klassischen Sinne inszeniert. Bis vor kurzem war diese Bühne Nostalgie und Sorglosigkeit vorbehalten, von Retro-Konsum wie dem Flohmarkt und Vergnügungen wie Zirkus und Chilbi.

Mein Ding war das nie. Bei Flohmärkten gehe ich immer schnell weiter. Der Geruch von alten Kleidern depressiert mich. Und seit ich mich für Chilbi begeistern konnte, sind einige Jahrzehnte ins Land gezogen. Aber langsam sehne sogar ich mich nach dem unbeschwerten Treiben dieser untergegangenen Epoche zurück.

Es gab diesen Sommer Wochen, da wurde die Strecke zwischen Bahnhofstrasse und Opernhaus täglich von der Veranstaltung einer anderen Pressuregroup in Beschlag genommen: Veganerfest, Frauen-



Fête des Vignerons: Wie schön, eine Versammlung ohne moralischen Überbau!

fest, Klimafest, und am LGBT-Event durften die Passanten in einem Jubiläumsjahr eine ganze Woche lang partizipieren. Die Fussgängerstreifen, die man dafür in Regenbogenfarben anstrich, hätte man von mir aus auch lassen können, nur schon weil sie das Image der Beamten im Tiefbauamt, die das ja bewilligt haben müssen,

auf sympathische Art konterkarierten. Aber auch ich war erleichtert, dass es in der zweiten Hälfte des Sommerprogramms doch auch noch zu Volksaufläufen wie dem «Züri-Fäscht» kam, bei dem es um nichts Relevanteres ging als das Vergnügen und wo es diesmal sogar drei komplett unvernünftige Feuerwerke gab. Und die Fête des

Vignerons verfolgte ich am TV mit einem Gefühl der Dankbarkeit für diese weinseligen Landsleute aus der Westschweiz, dessen Tiefe mich selber etwas überraschte.

Wir leben in Zeiten, in denen der Mensch, zumindest jener in der westlichen Welt, von einer obrigkeitlich verordneten Moral vermutlich so wenig

behelligt wird wie noch nie zuvor. Trotzdem hält sich das Moralische aber prima, der Bereich dessen, was einem moralischen Urteil unterworfen wird, scheint sich sogar laufend auszuweiten, nicht von oben, sondern von unten, auf zahlreiche private Initiativen hin. Essen, Geschlecht, Mobilität, was man sagt, was man trägt, es gibt bekanntlich kaum einen Bereich des öffentlichen Lebens, in dem man sich nicht mit Gut und Böse auseinanderzusetzen hat.

Ich frage mich, woher diese Übermoralisierung kommt. Ich befürchte, sie kommt leider nicht davon, dass die Zahl der guten Menschen zunimmt. Zugenommen hat in der Abwesenheit von offiziellen Moralangeboten, zum Beispiel auch dem der Kirche, aber vermutlich das Bedürfnis nach moralischer Selbstvergewisserung. Ich glaube, der Mensch braucht das Gefühl, moralisch auf der richtigen Seite zu stehen, so sehr wie das Gemeinschaftsgefühl. Die Versammlung für eine «gute Sache» schlägt das «sinnlose» Volksfest diesbezüglich um Längen. *Christoph Zürcher*

Die Liste: Wieder etwas dazugelernt

1

Mit Videospielen reich werden

Der Weltmeister im Fortnite-Spielen heisst Bugha (16). Am Preisgeld von 30 Millionen Dollar partizipierten 200 Teilnehmer.



2

Tier mit Haus wird Haustier

Wildtiere wie Schnecken sind nicht bekannt für ihre Eignung zur häuslichen Partnerschaft mit Menschenwesen. Gleichwohl hat eine Polin kürzlich eine WG mit einer afrikanischen Riesenschnecke begründet. Das Tier, im Geschäft noch krank, ist mittlerweile dank der Liebe der jungen Frau gesundet.

3

So teuer sind Bordbildschirme

Flugzeugkomponenten kosten. Was bei der Turbine (40 Millionen Franken) einleuchtet, verwundert beim Bildschirm über den Passagiersitzen (32000 Franken). Warum so viel? Teure Komponenten, komplexer Einbau laut Fachleuten; das brandgeschützte System muss von der Flugzeug-elektronik getrennt sein.

4

So normal sieht Biebers Villa aus

Stube, Gärtchen, der Pool handtuchklein: Instagram-Fotos von Justin und Hailey Biebers Villa in Los Angeles vermitteln ein bescheidenes Bild. Vielleicht haben sie uns die glamouröseren Ecken nur verheimlicht.



5

Seltsame royale Tischmanieren

Prinz Philipp tauscht sein Essen gern mit dem des Gesindes. Er erscheint so schlampig gekleidet bei Tisch, dass ihn ein Dienstmädchen mit dem Gärtner verwechselte. Die Queen benutzt oft Tupperware. Hat sie den letzten Bissen genommen, ist die Tafel aufgehoben. *Martin Helg*

Miaus!



«Wenn wir nicht handeln, sind irgendwann nur noch Katzen und Kakerlaken übrig»: Australischer Katzenjäger

Sogar Brigitte Bardot protestierte. Doch die Australier kennen keine Gnade. Zum Schutz der einheimischen Fauna sind zwei Millionen verwilderte Katzen zum Abschuss freigegeben. **Von Jessica Camille Aguirre und Adam Ferguson (Fotos)**



mit Beute.

Vergangenen Juli, mitten im tiefsten australischen Winter, standen Shane Morse und Kevin Figliomeni jeden Tag vor Sonnenaufgang auf. Sie erwachten neben einem fast erloschenen Lagerfeuer oder gelegentlich auch in einem Motel und begannen noch vor Tagesanbruch, Giftwürstchen aus ihrem Kühllastwagen zu laden. Giftwürstchen, um Katzen zu töten. Eines Morgens gegen Ende der Saison verliessen Morse und Figliomeni das «Kalbarri Motor Hotel» an der abgelegenen Westküste Australiens und fuhren die stürmische Küste entlang. Bei Regen würden sie das Ködern für diesen Tag bleiben lassen.

Die Würstchen in den Kisten von Morse und Figliomeni waren hergestellt gemäss dem Rezept eines Manns, den sie im Scherz Dr. Death nannten. Sie enthielten Gift, das für Katzen tödlich ist, ihnen aber sehr gut schmeckt. Das Rezept für die Giftwürstchen entwickelt hatte Dr. Death, der eigentlich Dr. Dave Algar heisst und Wissenschaftler ist, nach der Analyse der beliebtesten Katzenfutter. Fünfzig Würstchen pro Quadratmeter werden aus dem Flugzeug geworfen. Durch Australien streunen sechs Millionen wildlebende Katzen. Artenmanagement der rücksichtsvollen Art ist nach Ansicht der australischen Regierung in Bezug auf Katzen keine Option mehr.

Briefe von Bardot

Gehandelt wird aus Besorgnis um einheimische Tierarten, insbesondere kleine Nager und Beuteltierarten, denen die Katze zum tödlichen Feind geworden ist. Seit 2015 läuft das Projekt. Das Ziel ist es, zwei Millionen wild lebende Katzen zu töten. Nach Schätzung wurden seither jährlich aber erst 211 560 Katzen erlegt, obwohl Australien neben dem Abwurf todbringender Würstchen noch weitere Massnahmen ergriffen hat, um den Streunern Herr zu werden: Sie wurden auch in Fallen gelockt, abgeschossen oder mit Gift aus eigens entwickelten Giftspendern getötet.

Als der Plan angekündigt wurde, zeigten sich gewisse Kreise schockiert. Sie reichten mehrere Petitionen mit über 160 000 Unterschriften ein mit der Bitte an die Regierung, die Katzen am Leben zu lassen. Brigitte Bardot verfasste einen Brief, in dem sie den Umweltminister anflehte, den «Tiergenozid» zu stoppen. Der ehemalige Smiths-Sänger Morrissey klagte, dass «Idioten die Welt regieren», und verglich den Plan mit dem Mord am Löwen Cecil in zweimillionenfacher Ausführung. Trotz der Wut einiger Tierschutzorganisationen und der Sorge, dass auch Hauskatzen in Mitleidenschaft gezogen werden könnten, hielt Australien an seinem Vorhaben fest. Der Umweltminister schrieb Bardot und Morrissey eine höfliche E-Mail und klärte sie über «all die zauberhaf-

ten Wesen» auf, die der Welt wegen der wild gewordenen Miezzen bereits verloren gegangen seien. Und so verbrachten Morse und Figliomeni den Grossteil jeder Ködersaison hinter dem Steuer ihres Lkw und karteten Kisten bis in die entlegensten Ecken einer der am dünnsten besiedelten Regionen der Welt, um die von Australien als invasive Schädlinge verurteilten Vierbeiner zu eliminieren.

Wie überall auf den Inseln dieser Erde hat sich auch in Australien das Leben in eine völlig andere Richtung entwickelt als auf den grösseren Kontinenten, und anders als etwa in Nordamerika kommen hier keine einheimischen Katzenarten vor. Über Jahrmillionen in Isolation passten sich die heimischen Arten Australiens an ihre Feinde an, weshalb Katzen, obwohl nicht zahlreicher als anderswo, hier viel grösseren Schaden anrichten. Und sie sind mehr oder weniger allgegenwärtig: Gemäss Schätzungen lokaler Umweltschützer haben sich verwilderte Hauskatzen in 99,8 Prozent des Landes permanent niedergelassen, gewisse Gegenden weisen eine Dichte von bis zu hundert Tieren pro Quadratmeter auf. Die meisten Australier scheinen akzeptiert zu haben, dass für den Erhalt der noch verbliebenen Wildtiere Blut vergossen werden muss.

Über die Ankunft von *Felis catus* in Australien liegen keine gesicherten Erkenntnisse vor. Lange Zeit gingen Naturhistoriker davon aus, dass die ersten Katzen Überlebende von Schiffsunfällen waren und im 17. Jahrhundert als blinde Passagiere auf den Booten indonesischer Fischer angereist kamen. Inzwischen haben Gentests gezeigt, dass die australischen Festlandkatzen von ihren jüngeren europäischen Vorfahren abstammen. Ein Wissenschaftler kam gestützt auf Forschungsergebnisse der frühen europäischen Siedlungsgeschichte zum Schluss, dass die ersten Katzen in der Nähe Sydneys an Land gelangt sein mussten. Dort hatte 1788 die sogenannte First Fleet angelegt, eine Flotte mit Sträflingen und Marinesoldaten an Bord.

Die Katzen, deren Aufgabe es war, sich auf den Schiffen um die Ratten zu kümmern, folgten der Besatzung aufs Festland. Von dort aus breiteten sie sich in Windeseile aus. Die Katzen machten Jagd auf kleine Tiere, die den Menschen bei der Lebensmittelproduktion und -lagerung in die Quere kamen. Tiere wie das Lesueur-Bürstenkänguru, ein Cousin des Kängurus in Hasengrösse, waren im 19. Jahrhundert so zahlreich, dass sie als Plage galten. Doch mit der Ankunft der Katzen war mit den Mini-Kängurus, in Australien *boodies* genannt, bald schon Schluss. Um 1920 wurden sie auf dem australischen Festland für ausgestorben erklärt.

Und es traf nicht nur die *boodies*. Diese kamen vergleichsweise glimpflich davon, denn auf von den Plünderungen verschont gebliebenen Inseln

vermochten sich ein paar kleine Gruppen zu halten. 34 Säugetierarten wurden seit Ankunft der First Fleet in Australien ausgerottet. Sie existieren nirgendwo sonst auf dieser Welt und sind für immer verloren. Über 100 Säugetierarten in Australien werden von der International Union for Conservation of Nature als «potenziell gefährdet» eingestuft. Der Kontinent weist die weltweit höchste Aussterberate bei Säugetieren auf. Katzen werden für die Ausrottung von 22 Arten verantwortlich gemacht, darunter das Breitkopfkänguru, das Mondnadelkänguru und die Grossehrhüpfmaus. «Die jüngsten Aussterberaten in Australien sind unübertroffen», sagt John Woinarski, einer der führenden Naturschutzforscher Australiens. «Es ist eine Katastrophe.»

Eine Mahlzeitgrösse

Speziell an Australien ist, dass es die kleineren Arten am härtesten trifft. Nachdem im Zuge der Aussterbewelle im Pleistozän riesige Tiere wie Säbelzahnkatzen und Wollmammuts verschwanden, stehen die grossen Säugetiere nach wie vor überall auf der Welt unter enormem, jetzt vorwiegend durch den Menschen verursachtem Druck. Von sämtlichen Säugetierarten am meisten bedroht sind Nashörner, Elefanten und Gorillas. Nicht so in Australien. Dort sind es der Wüsten-Langnasenbeutler, die Weihnachtsinsel-Zwergfledermaus und das Nullarbor-Bürstenkänguru, die ausgerottet wurden. Sie gehören jener Kategorie von Tieren an, die, wie Woinarski schrieb, «einer Mahlzeitengrösse» entsprechen.

Einer Katzenmahlzeit, genau genommen. Nachdem ihm bei Feldstudien in einem nordaustralischen Nationalpark aufgefallen war, dass einheimische Säugetiere immer seltener wurden, publizierte Woinarski eine Reihe von Forschungsarbeiten, die sich mit den Auswirkungen von Katzen auf Wildtierpopulationen befassten. Die Befunde waren erschreckend.

Nebst Säugetieren töten australische Katzen 377 Millionen Vögel und 649 Millionen Reptilien jährlich. (In den USA sind die Zahlen sogar noch alarmierender: Forscher schätzen, dass frei herumlaufende Katzen jährlich 1,3 bis 4 Milliarden Vögel und 6,3 bis 22,3 Milliarden Säugetiere töten.) Auf dem von der Evolution abgeschirmten australischen Kontinent gelten Katzen als eine der grössten Bedrohungen. «Katzen gefährden die

«Wir Australier haben Achtung vor der Fauna. Schliesslich sind wir für die Tierwelt bekannt.»

Klima-Killer Büsi?

Neben ihrem Gefahrenpotenzial für einheimische Arten geben Haustiere zunehmend auch wegen ihrer CO₂-Emissionen zu denken. Eine neuseeländische Studie kam zum Schluss, dass ein Hund einen doppelt so hohen CO₂-Ausstoss verursacht wie ein SUV, der 10 000 Kilometer im Jahr unterwegs ist. Untersuchungen in der Schweiz haben festgestellt, dass eine Katze das Klima pro Jahr so belastet wie 1300 Kilometer mit dem Flugzeug. Sogar ein Zierfisch entspricht noch einem Flug Zürich–Genf. Insgesamt machen die Emissionen der Haustiere zwei Prozent der durch Konsum verursachten Belastung in der Schweiz aus.

Gesundheit unseres Ökosystems massiv», so Australiens ehemaliger Umweltminister Josh Frydenberg.

Die australische Bevölkerung ist gut über die Zusammenhänge informiert und entsprechend einsichtig. Folglich handelt es sich bei den leidenschaftlichsten Gegnern des Dezimierungsprogramms vorwiegend um Ausländer. Die australischen Medien bejubelten schon vor der offiziellen Bekanntgabe der Strategie «den ehrgeizigen Plan zur Rettung unserer kleinen Symbolträger». Eine Zeitung aus dem Northern Territory plädierte dafür, Katzeneintopf zum Nationalgericht zu erklären. Nachdem der damalige Umweltminister Greg Hunt den Plan publik gemacht hatte, fielen die Reaktionen in Leitartikeln und Briefen fast durchwegs positiv aus. Das Programm wurde als ausgeklügelte Strategie zum Schutz der australischen Tierwelt angepriesen, als Krieg gegen die Katze. Ein Teil von etwas spezifisch Australischem war bedroht, und nun war klar, was zu seiner Rettung nötig war.

«Nicht einmal ich als Tierärztin hatte den Ernst der Lage erkannt», gestand die Queensländerin Katria Lovell. «Wir Australier haben grosse Achtung vor unserer Fauna. Schliesslich sind wir ja genau für diese Tierwelt bekannt.» Sie fügte an: «Die meisten Leute sehen ein, dass die Katzen schon allzu viele Tiere auf dem Gewissen haben und die Umwelt leidet, und ich glaube, alle sind sich einig, dass etwas unternommen werden muss.»

Eine australische Tierschutzorganisation äusserte zwar Bedenken, anerkannte aber grundsätzlich, dass verwilderte Katzen für die Ausrottung gewisser Wildtiere verantwortlich sind. Amerikanische und europäische Petitionen gegen das Dezimierungsprogramm in Down Under ernteten Hohn und Spott. «Wie kann jemand eine Petition zur Rettung streunender Katzen abfassen?», schrieb ein Leser an eine Zeitung in Queensland. «Reine Dummheit, wo doch immer mehr heimische Tiere von Katzen getötet werden.»

Auch Kaninchen reguliert

Auf die Frage, weshalb der Plan der australischen Politiker nicht auf das gleiche Unverständnis gestossen sei wie ähnliche, wenn auch nur lokale, Versuche in Amerika, bekommt man zu hören, dass sich die Debatte auf die Folgen für Wildtiere konzentrierte. Es sei möglich, ein Haustier zu lieben und dennoch einzusehen, dass es eine Bedrohung für die Natur darstellt. Alley Cat Allies und weitere Organisationen, die das Töten strikte ablehnen, üben anderswo grossen Einfluss aus, in Australien sind sie weniger präsent. Der Umweltminister wies darauf hin, dass die Katze nicht das erste Tier sei, das so grossen Schaden anrichtet, dass man seinen Bestand dezimieren muss. Die Populationen anderer eingeführter Arten wie Kanin-

chen und Füchse waren auch schon reguliert worden.

«Die Australier haben schon früher erlebt, wie invasive Arten gewütet haben», sagte Peter Marra, Co-Autor von «Cat Wars», einem 2016 erschienenen Buch über die Auswirkungen der Verbreitung von Katzen rund um den Erdball. «Sie mussten mitansehen, was Katzen oder auch Kaninchen und Füchse anrichten können. In einer kurzen Zeitspanne – 50, 60, 70 Jahre – sind in Australien schon viele Arten verloren gegangen. Nun hat man schlicht genug.»

Im Juni letzten Jahres: Treffen mit der Ökologin Katherine Moseby in Adelaide. Wir fuhren in ihrem staubigen Toyota-Pick-up nach Roxby Downs. Wir hatten vor, das Arid Recovery Reserve zu besuchen, ein Naturschutzgebiet in den rotsandigen Wüsten ganz im Süden Zentralaustraliens, das sie mitinitiiert hatte. Moseby sollte dort für eine Katzenstudie letzte Daten ermitteln. Moseby und ihr Mann, John Read, hatten schon die unterschiedlichsten Ideen, wie man den Katzen auf dem Kontinent den Garaus machen könnte. So haben sie etwa einen Roboter erfunden, der eine vorbeispazierende Katze erkennt und Gift versprüht, das diese später beim Putzen ableckt. Sie entwickelten ein giftiges Polymer, das sie Beutetieren einimpften, um sie für ihre Feinde giftig zu machen. Moseby hat keine Freude am Töten. Aber sie hat in ihr moralisches Kalkül mit einbezogen, dass einige Katzen ihr Leben lassen müssen, damit andere Arten fortbestehen können.

Das Anti-Katzen-Programm rief also nicht die Art von organisiertem Widerstand hervor, der seinen Fortbestand gefährden würde, aber natürlich zeigten sich viele australische Katzenbesitzer nicht besonders erfreut. Moseby versuchte, den Schutzaspekt in den Vordergrund zu rücken, und präsentierte sich in den Zeitungen im ganzen Land als engagierte Kämpferin für die Rettung einheimischer Arten. Aber bei Leuten, die «eine engere Bindung zu Katzen haben als zu Wildtieren», so Moseby, seien ihre Bemühungen auf wenig Verständnis gestossen. «Katzen berühren die Menschen emotional», meinte Moseby, als sie hinter dem Steuer ihres Pick-ups sass.

Auf der vierstündigen Fahrt von ihrem Haus ins Schutzgebiet erzählte sie mir von der Herausforderung, bei Menschen Betroffenheit auszulösen, die noch nie das grunzende Schnüffeln eines Bürstenkängurus gehört haben, geschweige denn eines durch die Dünen hüpfen sahen. «Die Leute wissen nicht, was ein Nasenbeutel ist», sagte sie. «Aber ihre Katzen lieben sie über alles, was ich ja durchaus nachvollziehen kann. Die meisten Menschen kleben dauernd an ihren Handys und gehen kaum raus in die Natur. Ihre Katzen sehen sie dagegen täglich und vergöttern sie. Einheimische Tiere hingegen kennen sie keine. Sie sterben aus, ohne dass es jemand merkt.»

«Die Menschen gehen nicht in die Natur. Tiere kennen sie keine. Sie sterben aus, ohne dass es jemand merkt.»

Wenige Stunden vor Sonnenuntergang erreichten wir das Reservat. Moseby setzt sich dafür ein, dass die Gewohnheiten von Katzen mittels forensischer Analysen erforscht werden. Ihr Vorschlag ist, eine Art Täterprofile zu erstellen, um sich auf einzelne, besonders geschickte Katzen konzentrieren zu können (eine Methode, die bereits zur Identifikation von Eisbären oder Tigern angewandt wird, die die Bereitschaft entwickelt haben, Menschen anzugreifen). Moseby holte ein paar tote Katzen aus dem Tiefkühler, um sie für eine Mageninhaltanalyse aufzutauen, und ging ins Labor, wo sie die Überreste eines Beutelmarders wegschrubbte, dessen DNA getestet werden sollte.

Katastrophenkatzen

Eine Gruppe von Beutelmardern, einem einheimischen Beuteltier mit weissen Flecken, war kürzlich im Schutzgebiet ausgesetzt worden. Einer war ausgebüxt, und eine der ständig anwesenden Ökologinnen, Georgina Neave, hatte seine Überreste entdeckt. «Es war ein ziemlich unspektakulärer Tatort», berichtete Neave und streift ihre Handschuhe ab. «Hat der Mord unter einem Busch stattgefunden?», wollte Moseby wissen. «Dann wird es wohl eine Katze gewesen sein. Katzen haben die Angewohnheit, ihre Opfer unter einen Busch zu zerren.» Sie nahm einen Tupfer und fuhr damit über ein blutbeflecktes Ortungshalsband, das der Beutelmarder getragen hatte. «Ein bisschen traurig ist es schon, nicht?»

Vor einigen Jahren, als Moseby das Auswildern von Beutelmardern auf einem etwa 160 Kilometer südöstlich des Schutzgebiets entfernten gelegenen Gebirgszug studierte, hatte sie irgendwann den Eindruck, dass die Katzen einfach unbesiegbar seien. Sie hatte Dutzende von Beutelmardern aus Westaustralien herbeigeschafft, sie mit Sendehalsbändern ausgestattet und ausgesetzt, nur um nachher dabei zuschauen zu müssen, wie sie Katzen und weiteren Jägern zum Opfer fielen.

Während Monaten erstellte Moseby Täterprofile von Katzen, seziierte deren Mägen, überwachte Kameras, die sie in Wäldern aufgestellt hatte, und nahm DNA-Proben. Sie zog freiwillige Jäger hinzu und publizierte Studien zu sogenannten Katastrophenkatzen, fast ausschliesslich grosse Männchen, die sich die Beutelmarderjagd beigebracht hatten und hemmungslos ihrer Leidenschaft frönten.



Die Mitarbeiterin eines Artenschutzprogramms setzt einen Beutelmarder aus, eine Art, deren Bestand unter den Katzen besonders leidet.



Der Ökologe auf Kangaroo Island in Südaustralien. Der Hund wird darauf trainiert, Katzen aufzuspüren.



Auf Katzenjagd mit Pfeil und Bogen, eine Methode des Fauna-Managements, die nicht ganz unumstritten ist.



Eine Wissenschaftlerin bei der Autopsie einer erlegten Katze, die wichtig ist für das bessere Verständnis der Tiere.

Eine solche Katze, ein fünf Kilogramm schwerer getigter Kater, den die Forscher Strauss nannten (nach dem Komponisten der «Blauen Donau»), fand den Weg ins Wüstenreservat, wo er es sich zur Gewohnheit machte, den Bürstenkängurus aufzulauern. Ökologen des Schutzgebiets versuchten herauszufinden, ob sich einheimische Arten unter kontrollierten Bedingungen an ihre neuen Feinde anpassen würden. Sie entliesen deshalb einige Katzen auf einem umzäunten Gebiet mit Bürstenkängurus und Kaninchennasenbeutlern. Strauss tat sich schon bald als überdurchschnittlich geschickter Jäger hervor. «Er war einer unserer erfolgreichsten Bürstenkängurumörder», sagte Moseby. Nach nur drei Monaten, während deren sie Strauss dabei zugeschaut hatten, wie er bei den Bürstenkängurus wütete, entschieden die Forscher, dass seine Anwesenheit zu viel Druck auf die Tiere ausübte. Sie gruben ihn aus einem Bau aus und töteten ihn.

Auch ohne Hunger Killer

Als sie Katzen mit GPS- und UKW-Halsbändern ausstatteten, realisierten Forscher in ganz Australien erst, wie wenig sie eigentlich über die Tiere Bescheid wussten, die sie zu überwachen versuchten. Der Ökologe Pat Hodgens trackte Dutzende von Katzen auf der Känguruinsel, darunter den orangenen Kater Wladimir (benannt nach dem russischen Präsidenten), der Wallabys jagen lernte, die gleich viel auf die Waage brachten wie er selbst. Immer wieder einmal begab sich eine Katze auf Wanderschaft, um dann plötzlich wieder dazustehen.

Mosebys Katzen taten gelegentlich dasselbe. Weder Hodgens noch Moseby konnten sich erklären, was genau die Katzen antrieb oder wie sie von ihrem Ziel wussten – das oft Dutzende von Kilometern entfernt lag. Möglicherweise spürten sie mithilfe ihres ausgeprägten Geruchssinns und des sogenannten Jacobson-Organs in den Hinterlassenschaften anderer Katzen Nachrichten auf. Diese Methode ermögliche es den einzelgängerischen Tieren, miteinander zu kommunizieren, so der Tierverhaltensexperte John Bradshaw in seinem 2013 erschienenen Buch «Cat Sense».

Meistens jedoch verlassen Katzen ihr Territorium nur für die Paarung. Nach den ersten sechs Lebensmonaten, in denen sie gemeinsam mit anderen Jungkatzen aus ihrem Wurf das Jagen erlernen, bleiben die meisten allein. Neuem begegnen sie mit riesiger Skepsis, und sie verfügen über ein ausgeprägtes Umgebungsbewusstsein, das über ihr eigenes Streifgebiet hinausreicht. Die Grösse ihres Territoriums hängt von ihrem Jagdgeschick ab, von der verfügbaren Menge Futter und der Anzahl Artgenossen in der Nähe. Sie jagen – komme, was wolle – und sind darauf programmiert, auf der Lauer zu lie-

gen, selbst wenn es gar nicht nötig wäre. Wenn sie ohne Hunger töten, fressen sie entweder nur den besten Teil des Beutetiers (meistens das Weichgewebe), versuchen, es irgendwo für später zu horten, oder lassen den Kadaver einfach liegen. Eine unversehrte Schnauze oder ein abgetrennter Fuss ohne dazugehörigen Körper sind verräterische Hinweise auf eine Katzenjagd.

Katzenjäger und -fänger wissen um die hohe Lernfähigkeit ihrer Beute. Einmal erwischt, lassen sie sich kaum ein weiteres Mal einfangen. Die Tricks eines Jägers haben sie durchschaut, sobald er sie einmal verfehlt hat. Eine von Hodgens' Katzen liess sich monatelang nicht mehr einfangen, nachdem man ihr ein Halsband umgelegt hatte. «Ich habe grosse Achtung vor dieser Katze», sagte Hodgens bei einer Erkundungstour über die Känguruinsel, auf der wir versuchten, die Katze mit einer Funkantenne ausfindig zu machen. Aber erst bei Einbruch der Dämmerung, als wir auf einem Hügel nahe beim Meer standen, hörten wir ihr Halsband piepsen. Sie befand sich gleich oberhalb der Dünen am Strand. «Diese Katze ist wie meine Nemesis!», sagte Hodgens. «Ich kenne sie in- und auswendig, und ich zolle ihr meinen höchsten Respekt. Sie ist viel schlauer als ich.»

Eines Nachts begleitete ich ein Ökologenteam des Arid-Recovery-Reservats auf einem Kontrollgang. Sie stateten im Rahmen der Beutestudie Bürstenkängurus mit Halsbändern aus. Moseby und ihr Kollege hatten ihr Funkgerät auf die Frequenz von Beutelmarder Nr. 9 eingestellt, der schon seit Tagen verschollen war. Durch die heruntergekurbelten Fenster blickten sie hinaus. Auf einmal hielt Moseby an und spähte in die Dunkelheit, sie hatte in einiger Entfernung ein leuchtendes Augenpaar ausgemacht. «Bist du sicher, dass das eine Katze ist?», fragte ihr Kollege. «Nicht ganz», gab sie zu. Es war nur ein kurzes Aufblitzen. «Man schaut so lange», seufzte Moseby, «bis man irgendwann zu zweifeln beginnt, ob es sie überhaupt gibt.»

Wenige Monate nachdem Australien seinen Plan bekanntgegeben hatte, erlegte ein Jäger namens Zach Williams im Auftrag eines Grundstückbesitzers vier streunende Katzen mit seinem Bogen. Es waren die ersten, die er je getötet hatte, und auf den Erinnerungsfotos, die er anschliessend auf Instagram postete, posiert er wie mit anderen Jagdtro-

«Diese Katze ist meine Nemesis. Ich zolle ihr meinen höchsten Respekt. Sie ist viel schlauer als ich.»

phäen auch: In der einen Hand hält er den Compoundbogen, in der anderen die toten Katzen an ihrem Schwanz und grinst in die Kamera.

Ein TV-Produzent wurde auf die Fotos aufmerksam, und so kam es, dass Williams von einem Fernsightteam begleitet wurde, als er mit seinem Freund Aaron Wilksch auf der Känguruinsel auf die Jagd ging, einer der fünf Inseln, die die Regierung in eine katzenfreie Zone verwandeln will. Katzen sind die einzigen Träger eines Parasiten, der bei Schafen, dem wichtigsten Agrarrohstoff dieser Insel, zu Fehlgeburten führt. Offiziell sind die Bogenjäger nicht Teil des Regierungsprogramms, doch da sie bei den Inselbewohnern gut akzeptiert sind, erhalten sie meist die Erlaubnis, auf Privatgrund zu jagen.

Im Fernsehbeitrag auf ABC sah man, wie eine Schildpatt-Katze zwischen einigen Grasbäumen hervorschoß, Wilksch sie ins Visier nahm und am Kopf traf. Trotzdem rannte die verwundete Katze weiter, schleifte den Pfeil hinter sich her und verhedderte sich in einem Zaun. Wilksch zielte ein weiteres Mal auf die Katze. Doch selbst mit dem zweiten Pfeil im Körper schaffte sie es, sich zu befreien und das Weite zu suchen.

Die Sendung wurde in den Abendnachrichten ausgestrahlt und löste heftige Reaktionen aus. Es hatte schon immer eine Fraktion von Katzenliebhabern gegeben, die dem Plan der Regierung vehement entgegengetreten war – Dr. Death schaffte es einmal knapp, einer Machete auszuweichen, als er Informationen über Hauskatzen sammelte. Aber das war noch gar nichts im Vergleich zum Sturm der Entrüstung, der auf die Fernsehsendung folgte. Selbst Forscher, die die kontrollierte Jagd begrüßten, kritisierten die Methoden der Bogenschützen.

Beim Todeskampf zuschauen

Williams, der vor den Kameras meist das Wort ergriff und so etwas wie das Gesicht der Jagd war, war Ziel eines Angriffs der Hacktivisten-Gruppe Anonymous und erhielt, wie er schätzte, Tausende von Hassbotschaften und Todesdrohungen. Katzen zu töten, um gefährdete Arten zu retten, war eine einfache, wenn auch bedauernde Lösung – rein theoretisch. Aber eine einzelne Katze umzubringen und ihr bei ihrem Todeskampf auch noch zuzuschauen, schien wie das Zurschaustellen menschlicher Grausamkeit.

Selbst wenn sich das Ködern im grossen Stil bewährte und sich damit die Zahl der Katzen um die Hälfte oder sogar noch mehr reduzieren liess, waren es einzelne Bauern und Schützen, die den grössten Beitrag geleistet hatten: Schützen zeichneten im ersten Jahr des Programms landesweit für 83 Prozent der getöteten Katzen verantwortlich. Der Grossteil von ihnen trägt eine Schusswaffe, keinen

Bogen, und bei den meisten handelt es sich, wie bei Williams und Wilksch, um Hobbyjäger. Williams achtet sehr darauf, fast nur Tiere zu töten, die er auch essen kann; zudem könnten andere, meist grössere Tiere durch die Katzenjagd gar verschreckt werden. Dennoch hat die Kampagne in Jägerkreisen ein Pflichtbewusstsein geweckt: «Noch nie hat sich der Abschuss eines Pfeils so gut angefühlt», lautete etwa der Kommentar eines Bogenjägers auf Facebook zu seiner Foto mit einer toten Katze, die gerade einen Regenbogen-Lori zu fressen begonnen hatte.

Tier-Xenophobie?

Ich traf Williams auf der sturmgepeitschten Fähre zur Känguruinsel, wo er sich mit Wilksch zur Jagd verabredet hatte. Der scheue junge Mann, der mit seinem ovalen Gesicht aussah wie von Modigliani gemalt, wirkte im persönlichen Kontakt längst nicht so provokativ, wie er sich in den sozialen Netzwerken gab. Am nächsten Morgen erkundigte ich mich bei Wilksch, wie er rückblickend die am Fernsehen ausgestrahlte Schusszene beurteile. «Dieser erste Schuss war perfekt», antwortete er. «Aber nicht unbedingt geeignet, um dem Fernsehpublikum die Jagd näherzubringen.»

Es war ein strahlend blauer Samstag, und ich sass auf dem Rücksitz eines Pick-ups, den Wilksch die Schotterstrasse zu einer Schaffarm hinunter steuerte. Williams sass auf dem Beifahrersitz. Die Männer hielten nach Katzen Ausschau. Sie waren sehr ernst. Das Problem heutzutage sei, so Wilksch, dass sich das Töten von Tieren nur noch im Verborgenen abspiele, und so seien Leute, die selber nicht jagen, über die Massen schockiert, wenn sie zum Zuschauen gezwungen werden. «Ein weitverbreiteter Irrtum ist, dass Jäger keine Tiere mögen. Aber das stimmt überhaupt nicht», sagte Williams. «Wenn wir ein Tier erschiessen, achten wir darauf, dass es nicht lange leiden muss.»

Trotzdem bekundeten die meisten Forscher, mit denen ich sprach, Mühe mit den Methoden der Bogenjäger, nicht zuletzt deshalb, weil sie fürchteten, es könnte Wasser auf die Mühlen der Gegner sein. Eine kleine Gruppe von Ökologen hinterfragte die Logik des Dezimierungsplans. Sie kritisierten, dass einheimische Arten bevorzugt würden. Als ich mit Daniel Ramp sprach, dem Direktor des Center for Compassionate Conservation in Sydney, sagte er, dass das australische Anti-Katzen-Programm auf Vorurteilen gegenüber eingeführten Arten basiere. «Mir fällt der Begriff ‹Xenophobie› ein.» Die Anhänger dieses «mitfühlenden Naturschutzes» finden, dass Australien Katzen als Teil seiner Umwelt akzeptieren sollte, anstatt zu versuchen, die Ökosysteme in den Zustand längst vergangener Zeiten zurückzuverwandeln – abhängig von den Launen jener, die gerade die Auswahl treffen. Ramp und seine

Kollegen stellen bisher unbestrittene Forschungsergebnisse auf den Kopf: Heimische Arten wie *boodies* seien nicht deshalb eine leichte Beute für Katzen, weil sie eine Evolution ohne diesen Feind durchlaufen hätten, sie seien erst durch die Versuche, sie zu beschützen, so wehrlos geworden. «Mitfühlende Naturschützer» machen sich für die Auffassung stark, dass jedes Leben wertvoll sei, sei es nun das einer Kröte oder einer Katze.

Aber wie die meisten Wissenschaftler sind Moseby und Read davon überzeugt, dass sie dem komplexen Gleichgewicht der Verhältnisse bereits Rechnung tragen. Eine passive Haltung in Bezug auf die Katzen werde nur weitere ausgerottete Arten zur Folge haben. Wenn man vor die Wahl gestellt wird, das Leben einzelner Tiere zu würdigen oder ganze Arten vor dem Aussterben zu retten, dann ist Blutvergiessen aus ihrer Sicht zwar bedauernswert, aber unvermeidlich.

Die Befürworter des «mitfühlenden Naturschutzes» könnten auf öffentliche Unterstützung zählen, «weil die Leute gegen das Töten sind», sagte Moseby eines Abends. Wir befanden uns in einem von Mallee-Bäumen umgebenen Haus, das die Forscherin selber gebaut hatte. In allen Zimmern hingen Naturfotografien: Grizzlys von einer Alaskareise, ein kleines Chamäleon auf einem Blatt. «Ich bin nicht bereit, aus Mitleid mit den Katzen gefährdete Arten ihrem Schicksal zu überlassen. Wenn wir nicht handeln, sind irgendwann nur noch Katzen und Kakerlaken übrig.»

Nach Einbruch der Dunkelheit beginnt sich das wilde Australien zu regen. Sobald die Farbe ganz aus den Wüsten und Wäldern gewichen ist, lebt die Nacht auf. Jäger behaupten, dass sie eine Katze nachts an ihren grün funkelnden Augen erkennen. Wochenlang bin ich durch sternenhellen Pinienwälder gestreift und in Pick-ups durch die Wüste gefahren, doch kein einziges Mal habe ich das verräterische Aufblitzen gesehen – bis ich mich eines Nachts mit einigen Mitgliedern des australischen Sport-schützenverbands auf die Pirsch machte. Der Verband hat eine Abteilung für Naturschutz, deren Mitglieder unerwünschte Tiere überwachen, einfangen oder abschiessen.

Im ruralen Queensland treffen wir auf Mark W., Mark M. und Damien F. (Die drei Männer baten mich aus Angst vor Konsequenzen, ihre Nachnamen unerwähnt zu lassen.) Wenige Stunden nach unserer Ankunft auf einer Farm in der Ebene westlich von Brisbane zogen sich die Männer zusätzliche Schichten gegen die Kälte über und beluden den Lastwagen, um im Dunkel der Nacht loszufahren. In der Luft lag der Geruch von trockenem Laub.

Um ihre Zielfernrohre zu justieren, befestigten sie ein Stück Karton an einem Baum und feuerten einige Schüsse ab. Hallendes Getöse schallte durch die Nacht. Dann setzte sich

«Der Schuss war perfekt, aber nicht geeignet, dem Fernsehpublikum die Jagd näherzubringen.»

einer der Schützen wieder ans Steuer, und der Laster rüttelte einem von Kängurus besiedelten Hirsefeld entlang. Auf einmal schlich eine schwarze Gestalt über die Schotterstrasse und verschwand wieder zwischen zwei Bäumen. Die Männer bremsen und richteten die Scheinwerfer aufs Feld. Ein Fuchs.

Wir fuhren ein paar hundert Meter die Strasse hinunter, vorbei an einer Reihe von Feigenkakteen und Akazien, als Mark W. etwas zu seiner Rechten erspähte. «Fahr mal langsam», murmelte er. Sachte fuhren sie weiter. Im grauen Schatten der Scheinwerfer leuchtete ein neon-grünes Augenpaar auf – Katzenaugen! Der Gewehrschuss blendete alle anderen Nachtgeräusche aus und hinterliess eine grosse Leere. Die Männer verstummten einen Moment. Die Katze war getroffen, aber nicht tödlich. Damien blickte durch ein Nachtfernglas.

Fünf kleine Mörder

«Sie regt sich noch.» Mark W. stieg aus und stampfte durch das Hirsefeld. Er erschoss sie aus nächster Nähe und trug sie am Schwanz zurück zum Truck. Es war eine hellgraue Tigerkatze mit feinen schwarzen Linien, die sich wie die Furchen einer Baumrinde dem Rückgrat entlangzogen; ein gesundes, muskulöses Tier in seinen besten Jagdjahren. Die Wucht des zweiten Schusses hatte der Katze den ganzen Kopf weggefeigt, und bis auf einige Gewebefasern war nichts mehr davon übrig.

In den folgenden Stunden gelangen den Männern entweder tödliche Kopfschüsse, oder sie schossen komplett daneben. Mark W. schlitzte ein Hinterbein jeder toten Katze mit dem Messer auf und hängte sie an einen am Lastwagen angebrachten Haken, öffnete ihren Magen und überprüfte den Inhalt. Lange nach Mitternacht, als wir auf dem Rückweg zu den Farmen waren und die Männer ihr fünftes oder sechstes Tier erlegt hatten, fand Mark W. im Bauch einer Katze fünf Junge kurz vor der Geburt. Ihre Haut war transparent und samtig, und als er sie heraushob, gaben sie ihre ersten Laute von sich.

«Fünf kleine Mörder», sagte er, und um ihnen langes Leiden in der kalten Nacht zu ersparen, hackte er ihnen mit einem Messer die Köpfe ab.

Aus dem Englischen übersetzt von Christina Heyne, Copyright «The New York Times».

Er gilt als einer der Grössten der Modefotografie. Jetzt widmet sich ein Film seinem Leben. Peter Lindbergh über die Ursprünge seiner Ästhetik und warum sich die Freude in Grenzen halten kann, wenn im Schlafzimmer morgens um drei ein Supermodel auftaucht. **Interview von Mariam Schaghghi**

«Das Schöne findet man nur in sich selbst»

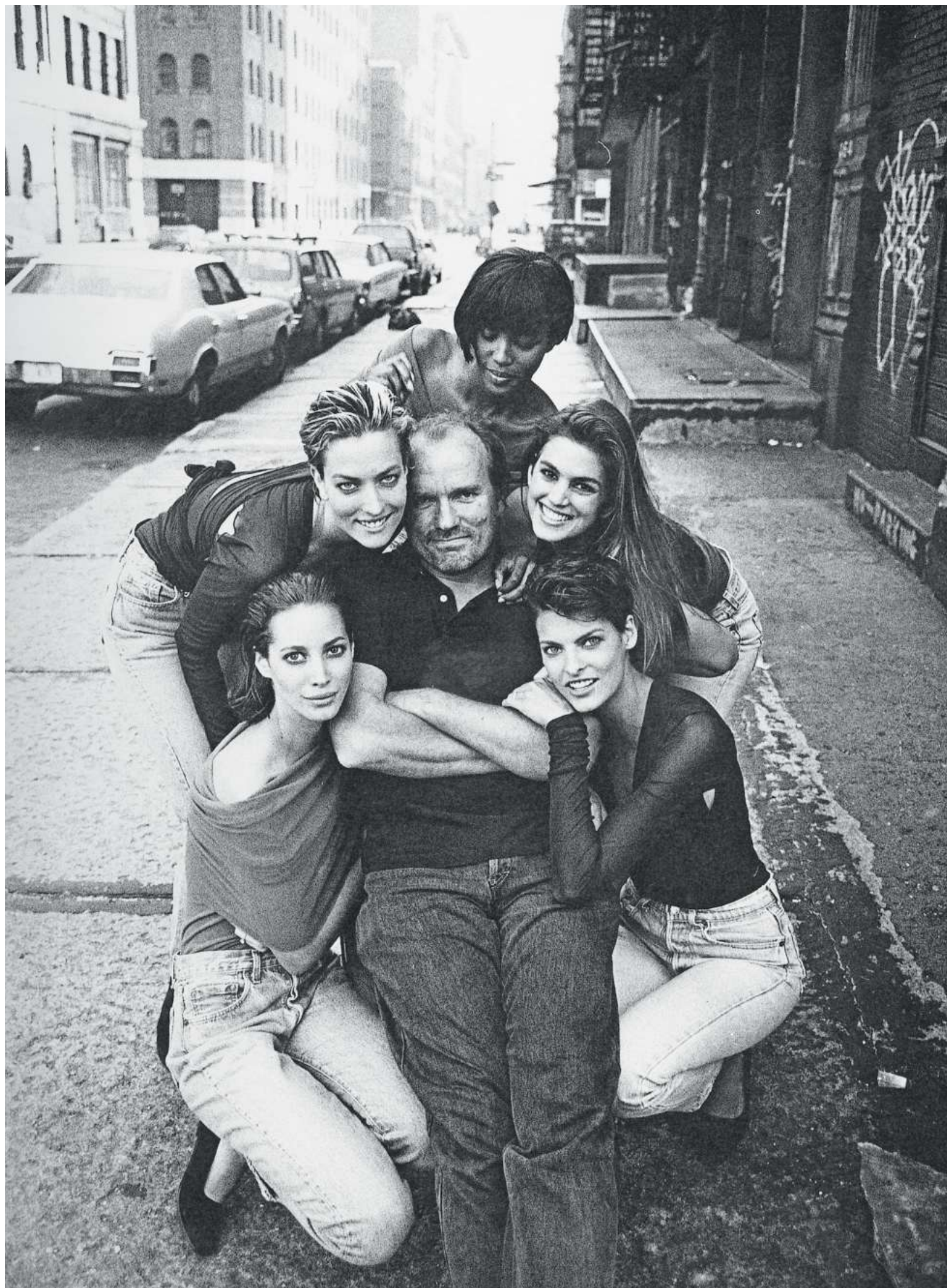
NZZ am Sonntag: Herr Lindbergh, Sie sind dauernd unterwegs. Kennen Sie das Gefühl, dass Sie nachts aufwachen und sich fragen, wo Sie sind und wo das Bad ist?

Peter Lindbergh: Oh ja, total! Story of my life! Dieser Zustand der völligen Verwirrung dauert manchmal bis zu einer Minute. Ich mache die Augen auf und habe überhaupt keine Ahnung, wo ich bin. Manchmal muss ich wirklich erst aufstehen und mich umsehen. Es ist ein fürchterliches Gefühl, nicht zu wissen, wo man ist und wie man hierher gekommen ist. Gerade in Hotels, in denen ich mich nicht auskenne, ist das sehr unangenehm. Ein fürchterliches Gefühl.

Was machte Sie zum Nomaden? Mit 18 Jahren kamen Sie in die Schweiz, dann führte Sie eine zweijährige Europa-Reise bis Marokko. Was suchten Sie?

Mein Sternzeichen ist Schütze, und Schützen reisen sehr gerne. Der Aufbruch in die Schweiz hatte einen Grund, ich sollte nämlich zum Militär

eingezogen werden. Daraufhin habe ich eine Anzeige in der «Neuen Zürcher Zeitung» aufgegeben und einen Job als Schaufensterdekorateur in Zürich gesucht. Allerdings ist die Schweiz nicht ideal für einen 18-Jährigen. Daher zog ich nach zehn Monaten nach Berlin. Die Stadt hatte damals noch den Sonderstatus, man musste auch nicht zum Militär, wenn man dort lebte. Ich wollte dort auf die Akademie gehen, also finanzierte ich sie mir mit Jobs in der Nacht. Damit schlug ich mich durch. Die Akademie war leider eine Enttäuschung, weil sie nicht richtig up to date war. Die ersten zwei Semester bestanden nur aus «natürlichem Abmalen» – das wollte ich nicht machen! Da beschloss ich spontan, nach Arles zu fahren, wo van Gogh gelebt hat. Seine kraftvollen Bilder waren für mich damals das Non-plusultra. Acht Monate blieb ich in Arles und jobbte dort auf einem Bauernhof, von frühmorgens bis zwei Uhr mittags. Danach konnte ich machen, was ich wollte.



© JIM RAYE

Fotograf Lindbergh mit (v. l.): Christy Turlington, Tatjana Patitz, Naomi Campbell, Cindy Crawford und Linda Evangelista 1990 in New York.

Das war aber noch nicht die Fotografie, obwohl Arles heute ein Mekka für Fotografen ist. Zu dem Beruf kamen Sie eher zufällig?

Ja. Nach meinem Europatrip wollte meine Familie, dass ich bei ihnen in Düsseldorf bleibe. Die hatten Angst, dass ich in Berlin unter die Räder komme. Wäre ich auch wahrscheinlich. Deshalb haben sie mich ganz freundlich zur Werkkunstschule nach Krefeld dirigiert. Dort bin ich dann offiziell Künstler geworden und hatte sogar einmal eine Einzelausstellung in der damals heissesten Galerie Deutschlands. Das war alles prima, bis die Amerikaner mit ihren Concept-Künstlern wie Sol LeWitt herüber kamen. Die waren so brilliant, dass ich gemerkt habe, dass mit meiner Arbeit etwas nicht stimmt. Ich war schlicht nicht gut genug. Ich habe sofort aufgehört. Nach Monaten des Grübelns sagte mir ein Kumpel: «Du, der Fotograf Hans Lux sucht einen Assistenten!» Ich habe mich nur beworben, um zwischendurch etwas zu machen. Doch dann habe ich sehr schnell begriffen, dass die Fotografie etwas Grandioses ist.

Der Zufall hat Sie zu Ihrer Berufung geführt. Was macht Ihre Foto-Kunst aus? Was macht gerade Sie so erfolgreich hinter der Kamera?

Ich glaube, es gibt da einen ganz einfachen Grund: Ich bin mir treu geblieben, ich bin immer geblieben, wie ich war. Ich denke auch noch so wie früher. Die Welt ist sehr einfach, wenn man sie aus einem bestimmten Winkel betrachtet. Es muss nicht immer alles kompliziert und hysterisch sein. Ich habe nie meine einfache, ehrliche Perspektive aus dem Auge verloren! Wenn ich zum Beispiel Frauen auf riesig hohen Absätzen rumlaufen sehe, die sich fast das Bein brechen, nur um ihrem Mann oder den Leuten zu gefallen, dann erkenne ich das sofort. Dann brauche ich das nicht zu fotografieren.

Ihre Normalität ist Ihre Kontrollinstanz?

Es gibt Fotografen, die da ganz anders sind und hysterisch «wonderful!» schreien, wenn Frauen an ihnen vorbeistockeln. Diesen Leuten räume ich keine grosse Chance ein, irgend-etwas Bedeutendes zu machen. Vielleicht bin ich einfach auf dem Boden geblieben. Aber auch das hört sich irgendwie falsch an.

Ist es Authentizität oder Nahbarkeit?

Mir wird immer vorgeworfen, ich lasse die Leute zu nahe an mich ran. Aber damit bin ich überhaupt nicht einverstanden: Ich habe einfach eine andere Beziehung zu den Menschen.

Wird man Schönheit je satt? Schätzt man irgendwann die Imperfektion?

Peter Lindbergh

Peter Lindbergh, 1944 geboren und aufgewachsen in Düsseldorf, durchlief erst eine Ausbildung als Künstler, bevor er zur Fotografie fand. Seine meist schwarz-weißen Fotos gehören seit Jahrzehnten zur Bildsprache der namhaftesten Magazine der Welt und waren Gegenstand zahlreicher Ausstellungen und Bücher. Neben seinen Einflüssen auf die Fotografie prägte er mit der Auswahl seiner Models Ende der 80er Jahre auch ein neues, «natürlicheres» Frauenbild. Lindbergh ist in zweiter Ehe verheiratet und Vater von vier Söhnen. Der Dokumentarfilm «Peter Lindbergh. Women's Stories» läuft ab dem 8. August in den Kinos.

Ich finde Leute aus anderen Gründen schön als die Allgemeinheit. Wenn man aus beruflichen Gründen immer nur perfekte Leute sieht, dann tritt diese Perfektion schnell in den Hintergrund. Man findet dann andere Gründe, die Schönheit eines Menschen zu erkennen. Wenn man diese Stelle bei Leuten fotografieren will, kommt man aber nur schwer hin. Die wahre Schönheit herauszudestillieren, ist nicht leicht. Doch je mehr ich mich darauf konzentriere, desto eher wird es sichtbar. Und je mehr lerne ich auch darüber. Mit der Zeit wird es dann immer leichter, von jemandem das zu fotografieren, was man schön findet.

Sie gelten als der Erfinder der Supermodels. Wie kam es dazu?

Zu der Zeit herrschte in Modemagazinen ein katastrophales Frauenbild vor: Frauen mussten damals immer reich aussehen, mit Schmuck zugehängt sein, mehrere Wohnungen voller Blumensträusse haben, mit dem Hündchen auf der Fifth Avenue rumtippeln und den Chauffeuren ihre Päckchen von Bergdorf Goodman abgeben. Sie wurden nur daran gemessen, wie sie sozial auftraten – das war damals auch in der «Vogue» so. Der Kreativdirektor von Condé Nast, dem Verlag, in dem auch die «Vogue» erschien, ein toller Mann, Alexander Liberman, bat mich mal zum Gespräch, weil ich mich immer weigerte, für ihn zu arbeiten. «Ich kann solche Frauen nicht fotografieren», sagte ich ihm glatt. Statt einem Stümper aus Deutschland den Laufpass zu geben, wollte er wissen, von welchen Frauen ich da immer rede. Die sollte ich doch mal fotografieren. Also habe ich die Mädels zusammengesucht, die ich toll fand, und habe sie in L. A. fotografiert. Und Alexander Liberman gefiel's.

Die legendäre Gruppe von Linda Evangelista, Naomi Campbell, Cindy Crawford und Co. Wie vermochten Sie dann diese weltweiten Stilrichtung zu durchbrechen?

Die damalige Chefredaktorin der «Vogue», Grace Mirabella, ging, und dann kam Anna Wintour. Die sah meine Fotos und meinte, bei ihr hätte ich 20 Seiten bekommen und das Cover. «This is the future!» Nach 15 Jahren mit Turbanen, Gold und Gesichtern, die schlimmer retuschiert waren als in jeder Werbung, waren die natürlichen Mädchen in Jeans und weissen Hemden eine Revolution! Die eigentliche Leistung waren gar nicht so sehr meine Fotos. Sondern Wintours Entscheidung, sie aufs Cover zu nehmen!

Wie haben Sie es empfunden, damals plötzlich der Hot Shot zu sein, der eine globale Ästhetik mitdefiniert?

Ich habe das nie so gesehen. Wenn

man wie ich aus dem Ruhrpott kommt, ist einem die Selbstbeweihräucherung fremd. Eigentlich habe ich erst vor zehn Jahren gemerkt, dass damals etwas passiert war, was den allgemeinen Geschmack verändert hatte. Und dass das keine Massenbewegung war – sondern wir! Erst wenn man jetzt zurückschaut, merkt man, wie gross die Veränderung war, die aber in aller Unschuld passierte.

Wie viel von Ihrer deutschen Heimat, von Duisburg und dem Ruhrpott steckt noch in Ihnen?

Eine Menge! Duisburg ist nicht unbedingt die allerschönste deutsche Stadt, aber das stört mich nicht. Ich empfinde eine ganz besondere Nähe und Zärtlichkeit für sie. Manchmal mache ich noch einen Abstecher dorthin, wenn ich etwas Heimatluft schnuppern möchte. Wenn man über die Brücken guckt und die ganzen Fabriken sieht, hat das einen besonderen Charme. Wenn ich Leuten aus Paris oder New York stolz zeige, wo ich aufgewachsen bin, fassen die sich an die Stirn und denken sich: «Der hat doch nicht alle Tassen im Schrank!»

Ihr Vater war Süßwarenhändler. War das eine Kinderphantasie?

Das war wirklich toll! Er hatte Koffer, die man aufklappen konnte, wo ganze Süßigkeiten-Kollektionen drin waren – wie bei Make-up-Künstlern heute. In den Fächern Bonbons, aufgeklebt, mit Nummern. Da konnte ich nie dran, das war zu auffällig, wenn dort etwas verschwindet. Der grosse Moment war der, wenn die Kollektion gewechselt wurde. Dann durfte ich den Koffer ausleeren und alles essen, bis er wieder ganz sauber war. Ich weiss bis heute, wie abgestandene Schokolade schmeckt!

Sie werden am 23. November 75 Jahre alt. Woher kommt Ihre Energie? Sie sollen oft noch die Nächte durcharbeiten und erst morgens um fünf ein paar Stunden schlafen...

Ja, eine dumme Angewohnheit. Aber ich komme nachts gut in meine eigene Mitte, weil niemand da ist, der mich stören kann.



Wenn man immer nur perfekte Leute sieht, dann tritt diese Perfektion schnell in den Hintergrund.



«Sie hatte immer das Image des Biests. Dabei ist sie ein herzensgutes Mädchen»: Mit Naomi Campbell bei der Arbeit.



«Die eigentliche Leistung waren nicht meine Fotos, sondern sie aufs Cover zu nehmen»: Model Kristen McMenamy vor Lindberghs Kamera.



Jetzt wurde eine Doku über Sie gedreht. Wie fühlten Sie sich in der Rolle des Subjekts? Sind Sie mit allem einverstanden, was darin gezeigt wird?

Nein, aber ich habe mich darauf eingelassen. Es ist nicht meine Sache, wie ich dargestellt werde. Ich habe mir von Anfang an geschworen, den Film nicht zu beurteilen. Ich kann ihn mir anschauen, ohne verantwortlich zu sein. Der Regisseur hatte jede Freiheit. Für meine Begriffe war das ein sehr kluger Schritt.

Sie können sich also von allem frei machen, was in dem Film gesagt wird?

Irgendein Kunstheft hat über den Film geschrieben: «Ein Künstler stellt sich und sein Leben dem Urteil seiner Ex-Frau.» Damit kann ich leben!

Haben Sie noch Kontakt zu Naomi, Linda und Co.?

Ja, man läuft sich auch berufsbedingt immer wieder mal über den Weg. Mit Naomi war der Kontakt aber enger. Sie hatte immer das Image des Biestes. Dabei ist sie wirklich ein herzensgutes Mädchen, loyal und für ihre Freunde immer da. Früher, als ich noch nicht verheiratet war, wohnte Naomi in Paris immer in meiner Wohnung. Da kam sie nachts zuweilen um drei nach Hause, mit fünf Leuten, und zeigte denen erst mal die Wohnung. Inklusive meines Schlafzimmers. «Das ist Peter, der schläft gerade.» Auf Naomi lasse ich nichts kommen. Naomi ist super.

Mit welchen Menschen hat die Arbeit besonders Spass gemacht?

Mit allen. Arbeit macht mir immer Spass. Leute, die kompliziert sind, gibt's gar nicht.

Vergällt Ihnen heute die Fotoflut auf Instagram Ihr Dasein?

Nein, überhaupt nicht. Ich bin gerne auf Instagram, wir haben auch einen Account. Allerdings zeigen wir nur hochwertige Fotos, nichts Privates - und erst recht nicht, was ich gestern zu essen hatte. Das Furchtbare an Instagram ist, wie die Leute sich selbst in den Vordergrund stellen oder mit vermeintlich wichtigen Botschaften posieren. Das Prinzip Instagram halte ich aber für phantastisch. Wir machen oft Aktionen mit den Followern, fragen zum Beispiel, woher sie kommen, und erhalten 400 bis 500 Kommentare von Burma bis zur Mongolei. Es ist ein phantastisches Medium, um sich zu informieren. Was soll ein Junge, der in der Mongolei sitzt und sich für Fotografie interessiert, sonst machen? Für ihn ist Instagram doch ein Tor zur Welt.

Wenn Sie mit etwas Distanz auf Ihr Leben und Schaffen blicken, was macht Sie richtig stolz?

Ich muss erst mal überlegen, ob ich überhaupt auf etwas richtig stolz bin. Wenn etwas im Leben gut läuft, dann ja meist auf Kosten von anderen Dingen. Wer viel und erfolgreich arbeitet, hat automatisch weniger Zeit für sein Privatleben und Freunde. Ob man darauf unbedingt stolz sein sollte? Ich habe zum Beispiel drei Fotografenfreunde, die kaum bekannt sind. Aber die spielen freitags zusammen Gitarre und haben regelmässig ihre Kinder zur Schule gebracht. Ich mag unter ihnen der Hammerfotograf sein - aber ob sich der Erfolg auch lohnt? Das weiss ich nicht. Aber dass es eine Doku über mich gibt, ist natürlich schon prima!

Was war das Schönste, das Sie mit Geld erworben haben?

Das ist einfach. Denn es war die dümmste Anschaffung, aber auch die Schönste! Ich habe mir mal mit ein paar anderen Leuten ein Boot gekauft. Nach und nach sind die dann aber alle wieder abgesprungen - bis ich es alleine hatte. Es war ein bisschen zu gross und ein bisschen zu teuer für einen allein, aber ich habe es behalten. Ich habe es immer noch.

Was betrachten Sie als beste Entscheidung Ihres Lebens?

Die Erkenntnis, die ich während der Werkkunstschule hatte: Damals habe ich Kunst gemacht, die keinen Sinn oder Wert hatte. Ich schaffte nichts, das identisch ist mit mir selbst. Wenn man gut ist, aber nicht gut genug, dann sollte man damit aufhören - das war eine wichtige Entscheidung. Anstatt beim kleinen Erfolg des Anfangs zu bleiben, habe ich etwas Neues probiert.

Was nährt Ihren Sinn für Ästhetik?

Ich glaube, dass man gar nichts braucht. Man muss nur in sich hinein hören. Ich habe in der Jugend 18 Jahre lang nichts von Kultur mitbekommen - kein Buch, keine Ausstellung, gar nichts! Darum habe ich meine vier Söhne sonntags morgens dann immer durch den Louvre geschleift. Mittlerweile glaube ich, das war lächerlich. Das Schöne findet man nicht im Museum. Das Schöne findet man nur in sich selbst.

Müssen Ihre Augen nicht mal Ruhe haben, Pause machen?

Haben sie! Ich habe mir vor 50 Jahren etwas Gutes angewöhnt, transzendente Meditation. Jeden Morgen und jeden Abend 20 Minuten. Das Geheimnis ist: Dann bekommt man alles geschenkt! Daher habe ich den Zugang zu meiner Kreativität. Das wissen nur ganz wenige... Alle Künstler, die Tolles vollbracht haben, bekamen durch Meditation Zugang zu diesem Kreativ-Reservoir. Durch die

Jeden Morgen und Abend. Durch Meditation lernt man sich kennen. Und es kostet nicht mal was.

Meditation lernt man sich kennen. Und es kostet nicht mal was.

Im Februar nächsten Jahres planen Sie eine Ausstellung in Düsseldorf über zum Tode Verurteilte, die auf ihre Hinrichtung warten. Nimmt man aus einer solchen Arbeit besondere Erkenntnisse mit?

Ja, die Einsicht: Es gibt gar keine Schuldigen. Man kann sehr selten klar sagen: «Das sind die Opfer, und das die Täter.» Wenn man sich das Leben der Täter anschaut, dann merkt man schnell, dass das auch Opfer sind. Die meisten von ihnen sind seit 15 Jahren in der Zelle, sie können dreimal Einspruch gegen das Urteil erwirken. Danach kann der Gouverneur täglich ihre Hinrichtung beschliessen. Diese Leute, die in dieser Phase auf den Tod warteten, habe ich fotografiert. 15 Jahre mit diesem Urteil zu leben - das ist Wahnsinn. Die Fotos sind eigentlich Testamente.

Diese Arbeit ist ein denkbar drastischer Kontrast zu Mode und Models. Sie wurden oft als «Poet des Glamours» bezeichnet. Würden Sie sich diesen Titel auch geben?

Oh Gott, nein! Glamour ist ein fürchterliches Wort, ich mag auch nicht, wofür es steht! Die Idee von Glamour ist erschreckend dumm. Würde ich mich damit identifizieren, wäre das tragisch.

Welcher Titel passt besser?

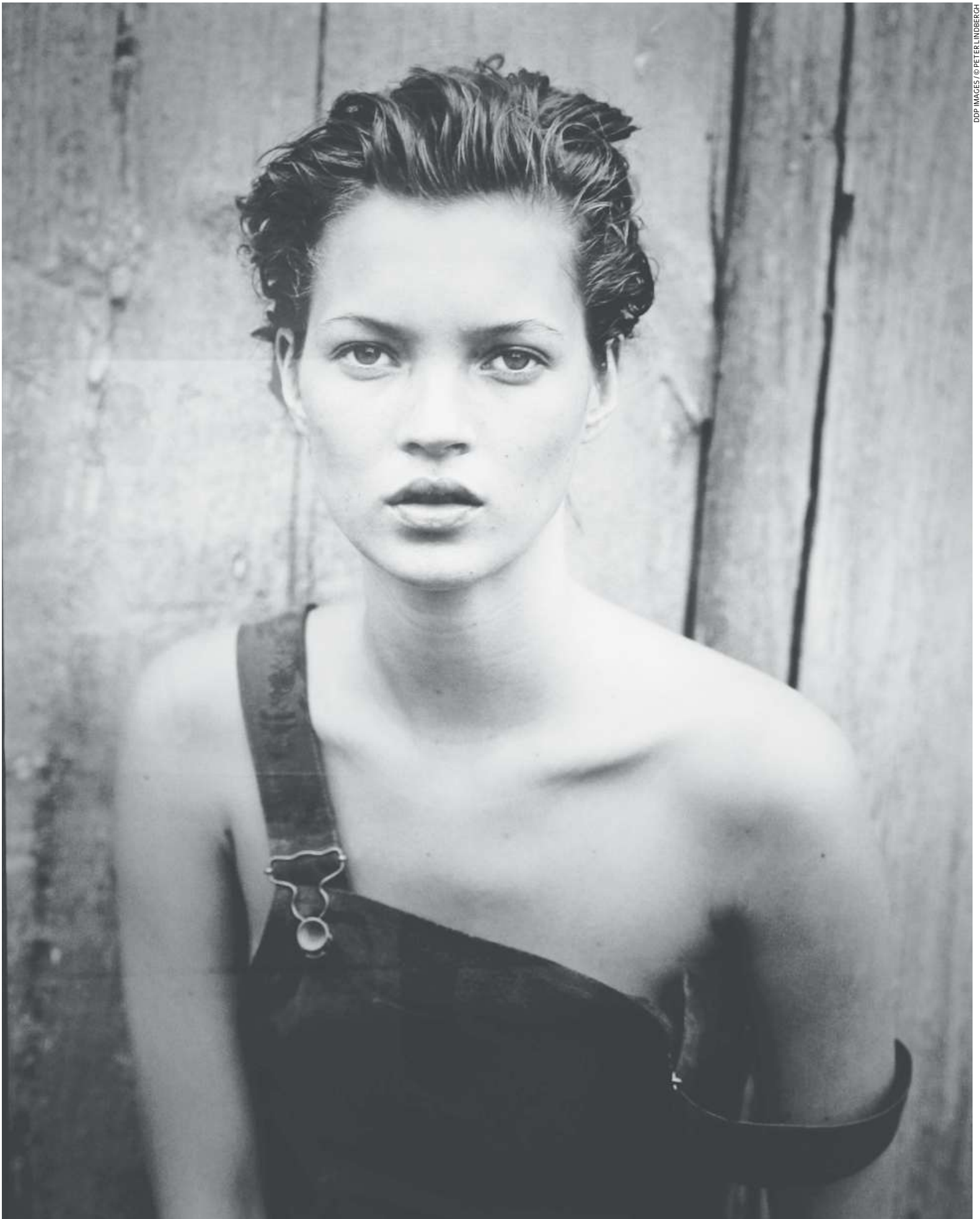
Einmal wurde über mich geschrieben: «Einer der grössten Fotografen des 20. Jahrhunderts». Das hat mir natürlich gefallen!

Sie wohnen in Paris, New York, Arles, besitzen eine Yacht. Womit können Sie sich die grösste Freude machen?

Wenn ich einfach irgendwo sitze, mit Freunden, ein bisschen rede und ein Bier trinke. Eine Limo würde auch reichen. Oder ein Düsseldorfer Alt, wenn man das bekommt.

Wen findet ein Mann, der beruflich die schönsten Frauen der Welt mustern musste, heute selbst aussergewöhnlich schön?

Da muss ich der jungen Generation eine Enttäuschung bereiten: Mir gefällt Charlotte Rampling, die ist siebzig.



«Die wahre Schönheit herauszudestillieren, ist nicht leicht»: Lindbergh-Porträt von Kate Moss.

Jost Stegraths Querdenken

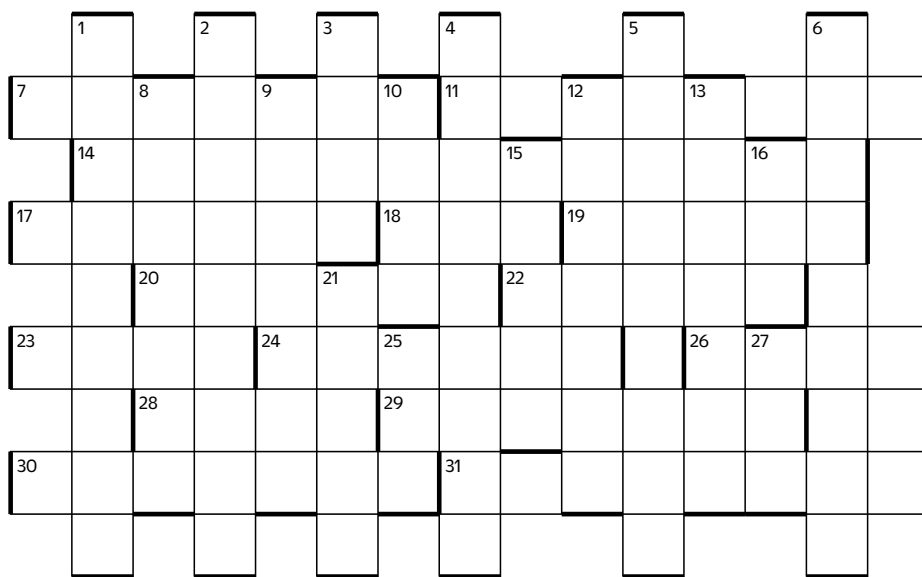
Waagrecht (J und Y = I):

- 7 Eine von Bankers . . . : Geldgeschäfte funktionieren auch in der Ferne.
11 Immerhin-schon-mal-Zahlung oder aber Einsparbetrag.
14 Kräftiger Über-Linien-Kick? Veranstaltungsmanagement!
17 Im . . . der Zeit wächst die Blume des Trostes (rumänisches Sprichwort).
18 Einer für die innere Wärme, einer zur Unterstützung beim 11 waagrecht.
19 Die optimale Grundlage für den 17 waagrecht.
20 In manchen wird unverhofft viel Zeit verbracht, in anderen stecken die Infos für ein ganzes Leben.
22 Wiesenfüller hier, Glasleerer dort.
23 Eine Silbe vom Trinkgefäss, eine Prominente der Stimmbandkunst.
24 Da hat man vom Schloss zum Fall nur wenige Minuten zu . . .
26 Lieblingsplatz vieler Sportler, frühe Phase des Begreifens.

- 28 Lieblingsplatz des rundum Zufriedenen, frühe Phase der Rangordnung.
29 Gebirge entstehen durch das . . . der Weltstirn.
30 Die . . . hat schon oft gereut, die Milde nie (Sprichwort).
31 Fels und seine Bewertung? Esstischbestückung!

Senkrecht:

- 1 Die ersparen das 24 waagrecht, und der ist hoffentlich eine angenehme Begleiterscheinung.
2 Wer die . . . und deren tieferen Sinn mit den Mitteln der Vernunft ergründen will, zerstört sie (G. Casanova).
3 Nämlich ein gemeinsames Thema von Rousseau und Sartre.
4 Feld-Wald-Wiesen-Betreter der weniger forschen Art.
5 Enthält Zeus und Licht, auch in Form von Lerninhalten.
6 Einzelstück und, wenn es gut läuft, so viel wie eine zweite Haut.



8 Je stärker das Magenknurren, desto interessanter, ob etwas dazu geeignet.

9 Gastgeber darf die Getränke gern a) . . . , b) kalt . . .

10 Mehr als ein halber Paddler: Tiefergehende.
12 Dank ihr gleicht Absprung

13 Die Brummer unter den Summern.

15 Nicht was wir . . . , wohl aber wie wir . . . , bestimmt den Wert des Geschehenen (B. Pascal).

16 Als boy's name nicht problemlos, wie wir vom Cash erfahren.

21 Beschwerlich zu spielen für den flotten Musiker.
25 Vergangenheit ist ihr hufbetontes Auftreten.
27 Startet mal einen technisch Qualifizierten, beendet mal englisches Agieren.

Lösung vom 28. 7. 2019

Waagrecht: 7 Charlotte, SCHALOTTE 10 «geh heim!», GEHEIM-bund 13 HANS Zimmer, Musik zu «Der König der Löwen»
15 LOGIEREN 17 «da, da!», DADA
18 TORR, Millimeter Quecksilbersäule 19 DROGIST 20 REUE
22 Th. Fontane, «Die Brück' am TAY» 23 ELEAT 26 STILE 27 FINSTERNIS 30 ZAERTLICHKEIT
31 denk mal, Wir Sind Helden, «DENKMAL» 32 Maria THERESIA

Senkrecht: 1 SCHÄTZEN
2 Kabel-, Informations-KANAELE 3 Marco POLO 4 NEIDISCH
5 ZERO, engl. null 6 Giovanni Battista SENI 8 HADRIANS Wall
9 span., mexikan. TORTILLA
10 Richard GERE in Gerechtigkeit 11 HEGE in Hegemonie
12 JUSTITIA 14 STUERME
16 «auf GRANIT beißen»
21 EFTA, European Free Trade Association 24 LEK in Kollektiv
25 ANIS in botanischen 28 THEO in Theologie 29 REEP

Chiffre

Die Symbole einer fremden Schrift stehen für die Buchstaben unseres gewohnten Alphabets, gleiche Zeichen jeweils für gleiche Buchstaben. Entschlüsseln Sie die Geheimschrift, und entdecken Sie auf diese Weise ein Zitat von **Alexander Pope**.

Lösung vom 28. 7. 2019:

Wahrheit leidet oft mehr durch den Übereifer ihrer Verteidiger als durch die Argumente ihrer Gegner.

*%a *9777 Lk% *%a77777a
77% 77777777a, %777 77777
*%a 77% 777777 777777777,
9aL 9a777777777 L7777
7777777777a, %777 77777
77% 977 7777777777a.

Lösung vom 28. 7. 2019

1	2	7	3	4	8	5	6	9
5	8	3	6	1	9	7	2	4
4	6	9	7	2	5	8	1	3
3	5	8	1	9	6	4	7	2
9	1	2	8	7	4	3	5	6
7	4	6	2	5	3	1	9	8
6	7	4	5	3	2	9	8	1
8	9	1	4	6	7	2	3	5
2	3	5	9	8	1	6	4	7

2	7	8	5	9	3	1	6	4
9	3	1	4	6	5	8	2	7
4	8	2	7	1	9	6	5	3
6	1	5	3	4	7	2	8	9
3	5	9	6	2	8	7	4	1
8	9	6	1	3	2	4	7	5
7	2	4	8	5	1	9	3	6
1	6	3	2	7	4	5	9	8
5	4	7	9	8	6	3	1	2

Sudokus

In jedes Feld der beiden Zahlen-gitter soll eine Ziffer von 1 bis 9 so eingesetzt werden, dass jede der neun Ziffern in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem der fett umrandeten 3x3-Blöcke genau einmal enthalten ist. Beim zweiten Sudoku muss jede der neun Ziffern auch in den beiden Hauptdiagonalen vorkommen.

				9	5			
				2			3	
	3	6			8	9		
8			1					
	1	5				2	8	
					4			3
		8	6			7	9	
	2			1				
		7	8					

Einfaches Sudoku

9				2		5	8	
4								
3					9	1		
6	4	3						
		7				4		
						3	2	6
		2	9					1
								2
	8	6		3				4

Sudoku mit Diagonalen

Just married

Caroline Cordani und Jonas Baumgartner

Caroline Cordani, 37, und Jonas Baumgartner, 33, haben am 20. Juli 2019 im Zürcher Stadthaus geheiratet.

Die Braut wuchs in Wädenswil am Zürichsee auf und studierte an der Uni Zürich Veterinärmedizin. Heute ist die Tierärztin als Diagnostik-Beraterin für das Tierlabor IDEXX Diavet tätig. Der Bräutigam wurde in Widnau im Rheintal gross. Jonas arbeitet als Informatiker für das Elektrizitätswerk Zürich.

Im Februar 2015 lernen Caroline und Jonas sich über Tinder kennen. Beim ersten Treffen verbringen die beiden einen schönen Sonntagnachmittag im Café «Central», doch für den Abend ist Caroline zum Essen bei ihrer Mama eingeladen. Aber Jonas ist sich sicher, dass es sich bei der «Verabredung mit der Mutter» nur um einen Vorwand handelt, elegant das Weite zu suchen, und ist enttäuscht.

Doch sein Misstrauen ist unbegründet, bereits einige Tage später verabredet man sich wieder, diesmal zum Dinner im «La Baracca». Es wird ein toller Abend, die beiden plaudern so lange, bis sie um Mitternacht höflich hinauskomplimentiert werden. Jonas ist ab sofort verliebt, Caroline braucht noch etwas länger. Die beiden treffen sich also weiter und werden an Carolines Geburtstag am 10. Mai zum Paar. Leider ist der Zeitpunkt wieder einmal nicht gerade ideal. Denn schon sehr bald tritt Caroline ihre dreimonatige, seit langem gebuchte, Südamerika-Reise an. Mithilfe von Skype und Handy besteht das frischgebackene Liebespaar aber die erste Bewährungsprobe mit Bravour. Und nach der ersten erfolgreich absolvierten Reise nach Japan im April



2016 (dem zweiten Test!) ziehen Caroline und Jonas zusammen. Im September 2017 dann Kanada im Camper. Das sind noch härtere Bedingungen. Nonstop und auf kleinstem Raum zusammen: das könnte sehr wohl schiefgehen. Tut es aber nicht, ganz im Gegenteil: Die Zweisamkeit wird im Camper dermassen genossen, dass am 24. Juni 2018 Söhnchen Ennio zur Welt kommt.

Davor, auch wieder am Geburtstag der Braut im Mai, hält Jonas um Carolines Hand an. Während eines verlängerten Wochenendes im Familien-Chalet in Urigen spazierte unser Paar – wie immer – an einer hübschen Waldkapelle vorbei. Dieses Mal gehen sie hinein. Und hier, in der traditionellen und romantischen Umgebung, sinkt Jonas auf die Knie und stellt die grosse Frage. Sogar einen Ring hat er dabei.

Nach der Trauung und dem kleinen Apéro im Stadthaus isst und feiert die Hochzeitsgesellschaft im Restaurant «Turbinenhäus» weiter.

Ursina Menti und Simon Schmid

Ursina Menti, 31, und Simon Schmid, 35, haben am 18. Juli 2019 auf dem Zürcher Zivilstandsamt geheiratet.

Die Braut kommt aus Wilen bei Wollerau. An der Uni Zürich studierte sie Banking and Finance und absolvierte danach die Ausbildung zur Wirtschaftsprüferin. Nach vier Jahren bei Deloitte ist Ursina seit drei Jahren für die CS tätig.

Wer sagt denn, dass Tinder nicht der Weg zur ewigen Liebe sein kann: Jonas Baumgartner und Caroline Cordani.

Sie heiraten bald? Dann melden Sie sich bei uns! zuza.speckert@nzz.ch Tel. 076 446 0199



Simon Schmid und Ursina Menti.

Der Bräutigam wuchs im Zürcher Oberland auf. Nach seiner Banklehre, einem Studium an der ZHAW und der Wirtschaftsprüfer-Ausbildung arbeitet Simon seit vier Jahren wieder bei der UBS im Accounting.

2009 lernen Ursina und Simon sich bei Deloitte kennen. Ursina absolviert zwischen Bachelor und Master ein Praktikum, Simon arbeitet als Assistent. Ursina ist angetan von Simons Fähigkeit, komplexe Prozesse zu erklären. (Und Simon ebenso von Ursinas Fähigkeit, komplexe Prozesse schnell zu verstehen).

Als Ursina im Sommer 2012 nach Zürich zieht, läuft sie Simon wieder über den Weg. Die beiden treffen sich nun öfter – und sind schon bald ineinander verliebt. Zwei Jahre später ziehen sie zusammen. Letztes Jahr verbringt Simon aus geschäftlichen Gründen drei Wochen in London, Ursina besucht ihn. Als Simon sie vom Bahnhof abholt, geht es schnurstracks in sein Apartment, wo bereits die Kerzen brennen. Und ehe Ursina sich versieht, hält Simon in Form eines selbst gereimten Gedichts kniend um ihre Hand an. Statt eines Solitars gibt es eine Verlobungs-Uhr.

Nach der Ziviltrauung stösst das Brautpaar mit Familie und Trauzeugen in der «Milchbar» an und isst danach im «Löwen» in Nänikon mit allen zu Abend. Und am 24. August wird in der «Helferei» in Zürich noch eine freie Trauung stattfinden. Nach der Zeremonie, durch die eine gemeinsame Freundin führt, wird der Hochzeitsgesellschaft in der Wirtschaft Neumarkt ein Apéro serviert. Am Abend feiert man dann im Weingut Höcklestein in der Nähe von Rapperswil weiter. Im Anschluss daran fliegen die Frischvermählten in ihre Flitterwochen nach Paros. Zuza Speckert

Sonntagnachmittag in der Schweiz



Altdorf, 28. Juli 2019. (Angel Sanchez)

Nächsten Sonntag im Magazin «Stil»

NZZ am Sonntag



Spezial: Nachhaltigkeit

Wir wollten von Menschen aus Design, Mode, Gastronomie wissen, wie sie den inflationär gebrauchten Begriff auslegen

Auf Molke sieben

Ein Hersteller von Pflegeprodukten im Appenzellerland setzt auf Wasser von der Jakobsquelle und frische Ziegenmolke

Das Magazin «Stil» als wöchentliche Beilage in der «NZZ am Sonntag» gibt es am Kiosk oder bequem im Abonnement. Jetzt bestellen: abo.nzz.ch, leserservice@nzz.ch oder Telefon 044 258 10 00.